

Anne Friedrich mit dem Gedicht *Persephone, die Wandernde* näher und beschreibt den vielschichtigen Umgang der Lyrikerin mit dem antiken Stoff, bei dem v. a. die Mutter-Tochter-Beziehung im Mittelpunkt steht. Mit Konstantin Schulz sind wir im digitalen Zeitalter angelangt, der mit seinem Beitrag zum Digitalen Datenmanagement in der Klassischen Philologie unsere fünfteilige digitale Einführungsreihe beendet, die Frau Andrea Beyer und Konstantin Schulz ab Heft 19.4 dankenswerterweise für das *Forum Classicum* verfasst haben.

Möge das *Forum Classicum* trotz der Bedrohung unserer Fächer von mehreren Seiten noch eine lange Zukunft haben und alle Angriffe überleben: Die oft fehlgeleitete Bildungspolitik, die nicht müde wird, mit der Schule immer neue

Experimente anzustellen, die mitunter maßlose Cancel Culture, deren Wüten auch vor der antiken Kultur nicht Halt macht, und der zunehmende, wirtschaftsorientierte Utilitarismus in unserer Gesellschaft, der immer mehr den Wert von Allgemeinbildung verkennt, stellen nicht nur eine Bedrohung für die Fächer Latein und Griechisch, nicht nur für das Gymnasium dar, sondern auch für jenes höchste Gut, das Ziel aller schulischer Arbeit sein muss: eine Bildung für unsere Kinder, die ihr Leben wirklich reicher macht – und darum muss es ja gehen. Lassen Sie uns alle daran mitwirken, dass dieses Ziel nicht aus den Augen verloren wird. – Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

Ihr MARKUS SCHAUER

## Aufsätze

### Catull und Lesbia – Das Liebesdrama als Gesamtbild

*In memoriam Prof. Dr. Klaus Westphalen*

Catull zählt zu den Dichtern von Weltruhm. Berühmt geworden ist er zuallererst durch seine Lesbia-Gedichte. Sie haben in Literatur und Musik weltweite Nachgestaltung erfahren. Allerdings sind die Gedichte als Zyklus nur schwer zugänglich. Man ist sich darüber in vielem nicht einig. Ist Catull als das ‚lyrische Ich‘ selbst der Liebende? Ist Lesbia nicht eine bloße Fiktion? Wie ist die Reihenfolge der Gedichte? Wie sind sie jeweils zu verstehen? Wie ernst ist ihr Inhalt gemeint? Wieviel Selbstironie des Autors ist dabei mit im Spiel? Die Entwicklung des Liebesverhältnisses als Drama ist deshalb kaum vermittelbar und demzufolge auch nicht

vom Leser, ob Schüler, Student oder interessierter Laie, mit innerer Anteilnahme nachzuvollziehen. Er zählt zum antiken Erbe – nicht nur Europas.

Hier wird nun erstmals der Versuch vorgelegt, das Liebesdrama zwischen Catull und Lesbia als Gesamtbild vor Augen zu stellen. Auch mit der Absicht die herausragende dichterische Leistung – zumindest im Ansatz – spürbar zu machen. Catull ist nicht unbegründet zu Ruhm und Anerkennung gekommen. Er zählt nicht nur zu Europas antikem Erbe.

Der Lesbia-Zyklus versteht sich als Liebesdrama. Catull ist daran unmittelbar beteiligt.

Das lyrische Ich ist Teil der Erzählung. Er ist der Liebende im Verhältnis der beiden Menschen, die sich hier begegnen. Dem Dichter als jungem Mann aus der Provinz, der in Rom nach dem Willen des Vater Karriere machen soll, aber Künstler sein will, begegnet dort eine Frau, die nur in den höheren Kreisen verkehrt, eine Dame der Gesellschaft, deren Ruf nicht ohne dunkle Flecken ist, die aber eine die Männer in ihren Bann ziehende Ausstrahlung hat. Bei allem Charme ist ihr auch Raffinesse ins Gesicht geschrieben. Eher eine kalte Schönheit. Catull hat sie erblickt, wie sie einem Verehrer gegenüber sitzt, und ist augenblicklich von ihrer starken Persönlichkeit bezaubert (carm. 51). So sehr, dass sich seine seelische Betroffenheit in körperlichen Symptomen äußert. Er ist wie von Sinnen. Zunge, Ohren, Augen versagen ihren Dienst. Eifersucht auf den Mann, der ihr so nahe sein darf, lähmt Catull. Dieser hält jenen für göttergleich, so dass ihm auch die Frau, die das bewirkt, als Göttin erscheint. Der Dichter ist in sie vernarrt. Wie sehr sehnt sich der junge Mann danach, der Frau, die er mit „Lesbia“ anspricht, ebenso nahe zu sein, überhaupt von ihr als heißer Verehrer wahrgenommen zu werden!

Die ersehnte Nähe ergibt sich bald auf eine eigenartige, wohl imaginäre Weise (carm. 2). Durch eine Art Symbolfigur, einen Spatz, der das Lieblingstier der Lesbia ist. Der Dichter tut so, als sähe er den kleinen Spatz vor sich, wie er von der Frau liebkost wird, wie sie mit ihm ihr Spiel treibt. Der Verliebte möchte die Rolle des Tieres innehaben. Sieht er in ihm den Konkurrenten? Auf jeden Fall stellt der Spatz gewissermaßen die Beziehung zwischen den beiden her, hat Stellvertreterfunktion. Die unmittelbare Anrede an das im Zentrum der fraulichen Aura spielende Tier macht Catulls Sehnsucht spürbar. Freilich manifestiert der irrealer Wunsch, dass



*Bild: Antonio Niosi*

er doch an dessen Stelle sein könnte, noch die reale Trennung. Sein Liebeskummer wird nicht erleichtert.

Im Gegenteil: Der Kummer wandelt sich in Bestürzung. Warum? Der Spatz ist tot. Catull ruft alle Instanzen der Liebe zur Trauer auf (carm. 3). Die Anteilnahme, die der junge Mann am Schicksal des Spielgefährten der von ihm verehrten, geliebten Schönheit hat, lässt erahnen, wie eng sich sein Fühlen mit dem der Frau verbindet. Sind sie sich bereits real begegnet? Auf jeden Fall ist die Entrüstung, die ihn die finsternen Mächte des Orkus anzuklagen zwingt, ein Zeichen auch des persönlichen Unglücks. Wie ein Aufschrei gegen die Ohnmacht des jenseits des Lebens wirkenden Bösen, das alles Schöne vernichtet. Das Bewusstsein, einem unerbittlichen Schicksal unterworfen zu sein, ist ein Zug tragischen Geschehens. Eine Erfahrung nicht ohne existenzielle Tiefe. Der armselige

Spatz, dessen Tod seinem „Mädchen“ durch Tränen die Augen anschwellen lässt, macht auch Catull elend. Der Dichter teilt die Trauer mit der Geliebten.

Vor dem Hintergrund der traurig-trüben Stimmung ein jubelnder Aufschrei. Urplötzlich (carm. 5). Eine Aufforderung Catulls an sich und Lesbia. Ein Hortativ: „Lasst uns leben und lieben!“ Zwischen beiden muss es zur Begegnung gekommen sein, zum intimen Zusammensein. Das Gedicht sprüht nur so vor Begeisterung und Lebensfreude, die nur dem Augenblick gelten und keine Rücksicht nehmen auf die sie umgebende Moral, deren Gesetze die strengen Greise repräsentieren. Die Welt ist vom stets wiederkehrenden Auf- und Untergang der Sonnen bestimmt, hat also Dauer. Sie aber, die beiden Liebenden leben nur einmal. Auf sie wartet, wenn alles vorbei ist, – schicksalsbedingt – die ewige Nacht eines langen Schlafes. Solche Erkenntnis drängt zum Genuss des Jetzt, der sich nur mit einer unendlichen Zahl von Küssen befriedigt. Eine Kussorgie, die im Zahlenspiel mit Hundert und Tausend sinnfällig wird, sich in solch rascher Abfolge der Küsse verwirklichend, dass im Wirbel des taumelnden Geschehens die Küssenden selbst die Zahl nicht wissen und kein Böser durch deren Kenntnis zum Neid Anlass haben könnte. Catull und Lesbia, so ist zu schließen, sind ein Liebespaar geworden. Er, der junge Avantgardist, der mit seinesgleichen sich nicht um Konvention und Sitte schert, und sie, die nicht gerade gut beleumundete Dame der römischen high society. Ob das gut gehen kann?

Zunächst scheint es so. Das Kuss-Geschehen setzt sich fort. (carm. 7) Catull verwendet dafür sogar einen gewählten Ausdruck: *basiatio*. Wie *laudatio* (< *laudare*) eine nicht gerade kurze Lobesrede meint, so ist mit *basiatio* (< *basiare*) das Küssen als sich mehr oder weniger lang

hinziehender Vorgang gemeint. Der Liebeskuss in voller Hingabe. Ohne dass das Wort hier eine negative Färbung hätte. Der Dichter lässt Lesbia fragen, wie viele solcher Küsse denn von seiner Seite überhaupt genug und übergenug für sie seien. Meint er, dass die Frau ihm so zugetan sei, dass ihr Leben an der Zahl solcher Küsse hängt? Diese Zahl erscheint von solchem Gewicht, dass sie in den wohl aussagekräftigsten Vergleichen sinnlich fassbar gemacht wird. So viele Küsse sind ihm – und da wechselt der Dichter die Perspektive – genug und mehr als genug, wie die Sandkörner am Strand Afrikas ausmachen oder die Sterne, welche die Verliebten, wenn die Nacht schweigt, am Himmel schauen. Unzählige also, die keine böse Zunge wegzaubern kann. Eine Illusion, zu der sich Catull in seinen Gefühlen hochsteigert. Sein Verstand setzt aus. Der Boden unter den Füßen geht ihm verloren. Ein Wahn ist es, dem er erlegen ist. Der Dichter nennt sich am Ende ja selbst „wahnsinnig“, „verrückt“ „überspannt“ (*vesanus*). Sein Sinnenrausch stößt an Grenzen.

Ist es zum Eklat zwischen beiden gekommen? Warum sollte sich der Dichter gleich zu Beginn des c. 8 so abrupt als „armer Catull“ (*miser Catulle*) beklagen? Der junge Mann muss auf den Boden zurückgeholt worden sein. Etwas hat ihm den verklärenden Schleier vor den Augen weggerissen. „Hör auf ein Narr zu sein!“ Ein Appell an sich selbst, den ihm sein Verstand gibt. Die Illusion ist zerstört. Das enthusiastisch gefeierte Lebens- und Liebesglück war nur ein Trugbild. Zwischen Catull und Lesbia ist es offensichtlich zum Zerwürfnis gekommen. Die hehre Dame hat dem Sturm und Drang des jungen Verehrers Grenzen gesetzt. War auch er nur Spielgefährte auf Zeit? Der zweite Befehl an sich ist nicht ohne bittere Tristesse. „Halte für verloren, was du als verloren siehst!“ (carm. 8,2).

Melancholische Rückerinnerung an das Einst folgt, wo ihm die strahlenden Sonnen noch leuchteten und wo sie sich noch zu gemeinsamem Spaß und Spiel trafen – er und das Mädchen, von ihm geliebt, wie sehr keine mehr geliebt werden wird. Im feststellenden Perfekt: „Solche Sonnentage haben dir wahrhaft geleuchtet.“ (carm. 8,3. 8) Sie sind vorbei. Catull steht vor dem Nichts. Er ist existentiell getroffen. Doch der Dichter verfällt nicht in eine Anklage gegen das Schicksal, gegen die Finsternisse des Orkus, der alles Schöne zerstört. Nein. Er fordert sich auf zu harter Gegenwehr, die sich zu aggressiver Schelte bis zur Drohung steigert. Er solle die Frau aufgeben, die ihn flieht, und nicht im Unglück verharren! Sie wird als „Verbrecherin“ (*scelesta*) beschimpft, als kriminelle Frau also (*scelus* ist ein juristisch einklagbares „Vergehen“), und er schreit ihr ein „Wehe dir!“ entgegen, dabei wieder einem Wunschbild erlegen. Nämlich dass Lesbia durch seinen Rückzug aus dem Liebesbund alles verliere: Kein Verehrer mehr, kein Bewunderer ihrer Schönheit, kein Liebhaber, keiner, der ihr die Lippen beim Küssen zerbeißt. Sein Verlust soll zugleich ihr Verlust sein. Das Selbstbedauern zu Beginn kontrastiert am Ende mit dem Appell zur trotzigigen Härte gegenüber der Frau. Mit der unterschwelligem Andeutung doch wohl, dass ihm sie, Lesbia, trotz allem nicht gleichgültig ist. Catull kommt von der Geliebten nicht los.

Catull setzt in die Mitte des c. 92 einen Ausdruck der Verwünschung oder gar Verfluchung: *dispeream*, in einer Form, die im vollen Sinne nicht übersetzbar ist, da zu *perire* („zugrunde gehen“) eine weitere Präposition (*dis-*: auseinander-, zer-) gesetzt ist, die eine sogar noch schärfere Zerstörung anzeigt. „Ich will voll und ganz zerstört sein“. Am ehesten entspräche der lateinischen Form die Wiedergabe mit „Der

Teufel soll mich holen!“ (ohne die christliche Konnotation). Warum ein so aggressiver Appell an sich? Catull will voll und ganz des Todes sein, wenn ihn Lesbia nicht doch noch liebt. Er weiß oder bildet es sich ein, dass Lesbias Bande zu ihm trotz allem nicht ganz zerrissen sind. Sonst würde sie nicht dauernd schlecht von ihm reden oder sie würde zumindest über ihn schweigen. Er, Catull, ist ihr, so schließt er, nicht gleichgültig geworden. Er ist ihr in ihren Gefühlen noch immer präsent. Wie kommt der Dichter zu solcher Vorstellung? Er projiziert seine eigene Befindlichkeit in die Gefühlswelt der Frau. Bei ihm deuten ähnliche Zeichen darauf hin. Er verflucht Lesbia dauernd. Doch er will voll und ganz des Todes sein, wenn er sie nicht liebt. Die Liebesgeschichte zwischen den beiden Protagonisten ist – zumindest von seiner Seite aus – nicht zu Ende. Sie wird sich in ihrer Tragik noch steigern.

Im Rückblick trifft Catull c. 87 eine Feststellung – im sog. konstatierenden Perfekt, das einen Abschluss markiert. Keine Frau unter allen auf der Welt ist so geliebt worden wie Lesbia von ihm. Keine Treue in einem Liebesbund ist so sehr gehalten worden wie die in seiner Liebe zu Lesbia. Bitterkeit schwingt in diesen Worten mit. Von seiner Seite ist – so der Dichter – nichts Schuldhaftes geschehen. Das *ex mea parte* muss als Vorwurf an die Frau verstanden werden. Sie hat – von ihrer Seite her – den Bündnisvertrag gebrochen. Ein ‚Umschlag‘ des Denkens, der die Vorstellung der Gegenseitigkeit der Liebe zerstört? Durchaus. Doch Catull geht nicht auf Distanz zu Lesbia. Er fühlt sich unschuldig. Der Mann ist – so das unausgesprochene Geständnis – der Frau nach wie vor verfallen.

Catulls ganzes Sinnen und Trachten kreist weiterhin um ‚seine‘ Lesbia, die er in c. 58 drei-

mal mit Namen anspricht. Ihre Zugehörigkeit zu ihm lässt sich stärker nicht betonen. In den Fürwörtern „unsere“ (*nostra*) und „jene“ (*illa*), die auf die Frau angewendet sind, tut sich freilich eine Kluft auf, die zumindest ein Stück weit auf Distanzierung schließen lässt. Catull richtet seine Aussage an Coelius, an einen Dialogpartner, in dem er gewissermaßen einen Resonanzraum seines Schmerzes zu finden glaubt. Er soll erfahren, was ihn über die Maßen schmerzt: Das übelste Unrecht, das ihm von der geliebten Frau angetan worden ist. Sie hat es mit den Enkeln des Remus, also den jungen Römern getrieben, oralen Sex, der sie zu einer Straßenhure in den dunklen Gassen und Wegkreuzungen erniedrigte. Die Liebe, wie er sie empfindet, ist bei ihr zum bloßen Ausleben des Sexualtriebes geworden. Der Wandel des *amare* (Liebe) zu *glubere* (Lustbefriedigung) manifestiert den Verfall. Enttäuschung, Schmerz, Verbitterung erzeugt solch Unbegreifliches bei Catull. Die ‚Treue‘ im Liebesbund zwischen beiden ist schmäzlich verletzt worden. Das Gedicht – ein ‚Notschrei‘, der andeutet, wie sehr er in seiner Existenz getroffen ist. Die hohe Dame der Gesellschaft lässt sich herab zum Geschäft mit den Lüstlingen des Pöbels. Diese offenen Worte sind nicht ohne sarkastischen Einschlag. Verhöhnt der Dichter hier ‚seine‘ Lesbia? Ist in den harten Worten schon Hass mit im Spiel?

Wie konnte diese strahlend schöne Frau so tief gesunken sein wie jetzt. Die drastische Vorstellung solch widerwärtigen Tuns erzwingt in c. 72 geradezu Catulls Hinwendung an das Einst. Wo Lesbia doch sagte, sie kenne nur Catull, sie stelle ihn gar in ihrer Zuneigung über Jupiter. Wo er sich gewiss sein durfte, er besitze im Herzen der Geliebten den Primat. Die Sphären Einst und Nun mit ihren exzessiv gegensätzlichen Erfahrungen kontrastiert der

Dichter scharf – begrifflich und inhaltlich. Catull wendet sich direkt an die Frau: „Damals sagtest du doch immer, du kennst nur mich!“ (carm. 72,1). Das verwendete Imperfekt *dicebas* markiert den Zustand als dauerhaft; der junge Mann gab sich der Einbildung hin, dass zwischen ihr und ihm damals ein auf Vertrauen (*fides*) gründender ‚Treuebund‘ bestanden habe. Er sei, so sein Glauben, einst in ihrer Gunst ganz oben gestanden. Weshalb er in rückblickender Verklärung diese Art der Liebesbeziehung von seiner Seite aus als ein *diligere*, als ein „hochschätzen“, „verehren“ verstand, also weit mehr als ein bloß „erotisch-sinnliches Zugetan-Sein“, wie es in *amare* zum Ausdruck kommt. Catull hat die Frau der hohen Gesellschaft verehrt und geliebt. Der Vergangenheit ist in aller Schärfe das ‚Jetzt‘ gegenübergestellt. Seine jetzige Gefühlslage ist völlig anders. „Verehren“ kann er die gefallene Frau nicht mehr, „lieben“ aber schon, im Sinne der körperlichen Liebe. Dass ihn sein Blut leidenschaftlicher zu Lesbia hindrängt, er geradezu im Verlangen nach ihr „brennt“, zeigt, wie sehr er immer noch der Frau verfallen ist. Wertloser, billiger ist sie ihm durch ihre schäbige Untreue geworden, doch über die Maßen begehrenswert ist sie ihm geblieben. Da bahnt sich in Catull zweifellos eine innere Zerrissenheit, letztlich gar ein Zerstörung seiner Persönlichkeit an. Lieben kann er Lesbia noch, aber Gutes wollen nicht. Der Anflug von Kälte im Gesicht der schönen Frau, den der Dichter anfangs nicht wahrgenommen zu haben scheint, drängt ihm jetzt den Schmerz der Enttäuschung in die Seele. Der junge Mann ist außer sich, nicht mehr Herr seines Verstandes. Er leidet in seinem Verhältnis zur Frau zu tiefst am Konflikt zwischen Liebe und Verachtung. Hasst vielleicht Catull ‚seine‘ Lesbia nun?

Der Dichter beantwortet die Frage in *carm.* 85. In einer so faszinierenden Weise, dass das einschlägige Gedicht in die Höhen der Weltliteratur aufgestiegen ist. So einmalig, so präzise, so elegant und kunstvoll gestaltet, dass es schier unübersetzbar zu sein scheint. Weder in Form noch in Sprache gibt es ein auch nur annähernd taugliches Pendant. Zart und geschliffen wie ein funkelnder Kristall bekundet das Poem die existentielle Zerrissenheit des Dichters. Zerrissen zwischen Hass und Liebe. Gefühle im höchstmöglichen Extrem kämpfen in der Seele des Mannes. Mit dem Verstand ist dies für Catull nicht zu begründen. Er weiß auf das „Warum?“ keine Antwort. Er fühlt es nur und leidet fürchterlich darunter. Das Wort, das er für dieses „ich leide“ setzt (*excrucior*), ist nicht adäquat wiederzugeben. Wird er davon „gequält“? – „Hängt er dafür am Kreuz?“ – „Verblutet der deswegen in Qual?“ Lauter schwache und schiefe Übersetzungen. Ist es doch der Schmerz, der ihn in der Seele zu zerstören, ja zu zerreißen droht. „Und das Herz möchte zerreißen in mir“. Eduard Mörikes freie dichterische Wiedergabe kommt dem Sinn gewiss am nächsten. Sie ver-

mittelt den Eindruck, als würde Catull durch diesen Zwiespalt im Inneren zerrissen.

Zwischen Hass und Liebe gibt es keine gemeinsame Basis. Die Gespaltenheit in zwei Seelen ist nicht zu heilen. Ein Befund, der im Letzten tiefe Verzweiflung auslöst, zur Vernichtung führt. Es scheint, als habe sich Catull aus dieser inneren Not nicht mehr befreien können. Trotz mehrfach sich in und zwischen den Zeilen andeutender Anläufe, dem Bannkreis der ‚hohen‘ Frau zu entkommen, blieb ihm ein glückliches Ende versagt. Catull ging früh zugrunde. Ist er erst durch Lesbia zum regelrechten Dichter geworden, zum Schöpfer eben auch jenes kleinen großartigen Epigramms, das jede Leserin und jeden Leser beeindruckt? Das Lied, in dem er sich in seiner Ausweglosigkeit offenbart, eine Art von Schicksals-Arie, mit allen Mitteln römischer Dichtkunst komponiert. Zeugnis der Tragik eines genialen, vom Sturm und Drang der Jugend getriebenen Dichters, eines Vertreters der römischen Avantgarde am Ende der Republik, der einmal Weltruhm erlangen sollte.

FRIEDRICH MAIER

**Wir nehmen  
Ihnen den  
Druck ab**

**BÖGL**<sup>GmbH</sup>  
DRUCK

Spörrerauer Straße 2 • 84174 Eching/Weixerau  
Tel. 08709 / 15 65 • Fax 33 19  
[info@boegl-druck.de](mailto:info@boegl-druck.de) • [www.boegl-druck.de](http://www.boegl-druck.de)